Mein Urahndl.

Von Rud. Greinz.

Mein Urgroßvater ist schon vor etwa achtzig Jahren gestorben. Er war noch dabei beim Tiroler Landsturm von Anno neun. Sonst hat sich über ihn wohl keine weitere Kunde in der Familie erhalten. Wir leben ja so geschwind und vergessen noch viel schneller.

Auf einem alten Familiengrabstein in einem kleinen Dörfel des Unterinntales da ist er aber noch verzeichnet, mein Urahndl. Da droben steht er mit verwitterten Lettern zu lesen: „J. M., Bauersmann dahier."

Das hat mir schon von jeher gewaltig imponiert. „Bauersmann dahier!", wie kernig das klingt! Einen wahren, echten Bauernstolz enthalten die beiden Worte.

Für meinen Urahndl hatte ich immer ein lebhaftes Interesse. Mehr als einmal bedauerte ich es, daß ich ihn nie gesehen und gekannt hatte.

Diese Bekanntschaft sollte mir werden. Mein Wunsch, ihn zu sehen und zu sprechen, ging in Erfüllung, so unglaublich das auch klingen mag.

Es war ein heißer Sommertag. Meine Frau, mein Töchterl und ich hatten gerade zu Mittag gegessen. Das Dessert, Gorgonzola und einiges Obst, stand auf dem Tische.

Ich hatte mich aufs Sofa gelegt, wie meistens nach Tisch, um die Zeitung zu lesen. Oft schlief ich bei dieser Beschäftigung auch ein. Heute fühlte ich mich aber ganz wach und munter und beschloß eben, mir eine Zigarette anzuzünden, als ich vom Korridor her schwere Schritte hörte.

Die Tür in unser Innsbrucker Speisezimmer wurde geöffnet. Herein kam ein großer, hagerer Mann mit fast weißen, kurz geschorenen Haaren, kurzen Lederhosen und einer derben Lodenjoppe. Die Füße steckten in starken genagelten Schuhen.

Meine Frau blickte den Besuch verwundert an. Ich wollte mich erheben, um ihn nach seinem Begehr zu fragen. Doch der Alte drückte mich auf das Sofa nieder und meinte ganz behaglich: „Siechst, jetzt kannst mi amal anschau'n, weil's di alleweil a so g'wundert hat!"

„Mich?" fragte ich erstaunt.

„Ja, was denn!" lachte der Alte. „G'freut hat mi dös schon damisch, daß i da auf der Welt a so a guat's Andenken hinterlassen hab'!"

„Ja, wer sind Sie denn?" fragte mein Frau neugierig.

„Dem sein Urahndl!" sagte der Alte, deutete auf mich und ließ ein kurzes Lachen hören. „Der Urahndl, der im Unterland unten begraben liegt!"

Meine Frau stieß einen Schrei aus. Mir lief die Gänsehaut über den Rücken. Ich sprang vom Sofa auf und ließ mich gleich darauf wieder auf einen Stuhl am Tische fallen.

Mein fünfjähriges Töchterl Nelly kam zu mir gelaufen, kletterte auf meine Knie und fragte mit ihrem hellen Stimmchen: „Papa, wer ist denn der Mann?"

Der Alte hatte sich's inzwischen ganz unaufgefordert bei mir gemütlich gemacht. Er setzte sich zu uns an den Tisch, holte ein altes, halb verrostetes Taschenmesser aus der Hosentasche, langte sich vom Tisch her ein großes Stück Gorgonzola, schnitt sich ein „Mordstrum" Brot ab und fing zu essen an.

„Wer ist denn der Mann?" fragte meine Kleine nochmals.

„Ein ganz alter Großpapa vom Papa!" sagte ich ihr. Mein Gruseln hatte sich gelegt. Ich betrachtete den Alten mit lebhaftem Interesse.

„Ein neuer Großpapa!" jubelte Nelly, sprang von mir weg und näherte sich dem Alten. „Bist du ein Großpapa?" fragte sie ihn.

„Ha?" machte er und schob sich neuerdings ein mächtiges Stück Käse in den Mund. Ich wunderte mich im stillen über den Appetit des Alten.

„Bist du wirklich ein Großpapa?" erkundigte sich Nelly neuerdings.

„Is dös a Kind von dir?" fragte er und deutete mit dem Messer auf die Kleine. Meine Frau zuckte nervös zusammen und befahl dem Kinde, auf seinen Platz zu gehen.

„Jawohl!" sagte ich. Der Alte holte sich jetzt den Aufsatz mit dem Obst, betastete jedes Stück, nahm sich die schönste Birne und biß hinein.

„Der Kas hoaßt nix!" bemerkte er tadelnd. „'s Obst ist aa nit guat g'raten heuer!" brummte er dann weiter. „Die jungen Leut' verstehn halt nix mehr von der Bauernschaft heutigstags! Zu meiner Zeit is dös anders g'wesen!" Das hinderte ihn aber nicht, fleißig weiter zu essen. Er mußte unbedingt Hunger haben.

„Wia hoaßt denn nachher dein Diandl?" frug er mich über eine Weile.

„Nelly!" gab ich zur Antwort.

„Ha?" machte er, beugte sich mehr zu mir und hielt die Hand ans Ohr.

„Nelly!" wiederholte ich sehr laut.

Er schüttelte mißbilligend den Kopf. „Dös is koa Namen nit!" sagte er. „Zu meiner Zeit hat man and're Namen g'habt! Christliche Namen!" Dabei sah er mich streng und verweisend an. Ich fühlte mich ganz klein werden neben ihm. So hatte ich mir meinen Urahndl nicht vorgestellt.

Meine Frau hatte er, obwohl er neben ihr saß, noch keines Blickes gewürdigt. „Das ist meine Frau!" stellte ich sie nach einer Pause vor.

Der Alte musterte meine Frau eine Zeitlang. Dann fragte er mißtrauisch: „Wia hoaßt nachher dö?"

„Zoe!"

„Ha?" Er beugte sich ganz nahe zu mir und legte die Hand ans Ohr.

„Zoe!"

„Ha?" schrie er mich wild an.

„Zoe!" brüllte ich ihm ins Ohr.

„Was?" schrie er noch wilder. Ich hätte gar nie geglaubt, daß ein altes Manndl über solche Stimmittel verfügen könne.

„Sie heißt Zoe!" brüllte ich ihm mit dem Aufgebote aller meiner Kräfte abermals in die Ohren.

„Was habts denn ös heutigstags für Namen!" begehrte er auf. „Dös sein koane Namen nit! So hoaßt a ordentliches Weibsbild nit!"

„Ja, siehst, lieber Urahndl, heute sind halt ganz. . ."

Er ließ mich nicht ausreden. „Manieren hast koane!" meinte er. „Zu an alten Menschen sagt man nit du, sondern ös! Verstanden!"

„Ja!" nickte ich ganz kleinlaut.

Nelly schien Angst zu kriegen, daß ihr der Alte das ganze Obst auffessen werde. Sie bat um eine Birne. Mama schälte ihr eine.

Der Urahndl war inzwischen mit dem Essen fertig geworden. Er wischte seinen Taschenfeitel an der Hose ab und fuhr sich dann mehrmals energisch mit dem Rockärmel über den Mund.

Meine Frau warf mir einen bedeutsamen Blick zu. Der Urahndl sah ihr eine Weile schweigend zu, wie sie die Birne schälte, und frag'e dann: „Tuats ös heutigstags die Faden mit dö Schälen fuattern?"

„Wir haben keine Schweine!" lachte meine Frau.

„Koane Faden nit?" Der Alte war ganz verwundert. „Aber Hennen wohl?" meinte er.

„Nein, auch keine Hennen!" erwiderte meine Frau.

„Nachher aa koane Küah' nit und koa Bauerschaft?" fragte er weiter.

„Nein. Wir sind keine Bauern!" antwortete meine Frau.

„Ah, nit?" Der Alte schien höchst unzufrieden. „Was bist nachher du?" wendete er sich an mich.

„Ich schreibe Geschichten!" sagte ich ihm.

„Ah so! A Schreiber!" machte er verächtlich.

„Nein, kein Schreiber, sondern ein Schriftsteller, der Geschichten erfindet, die gedruckt werden und die die Leute dann lesen!" belehrte ihn meine Frau.

„Was sie decht doch heutigstags alles derfinden, dö Leut!" Er schüttelte den Kopf und blickte äußerst mürrisch drein.

Ich hatte Sehnsucht nach einer Zigarette und bot ihm eine an.

„Was is denn dös für a Ding?" fragte er, nahm die Zigarette unsanft in die Hand und zerknitterte sie auf diese Weise.

„Eine Zigarette! Sie gehört zum Rauchen!" erklärte ich ihm. Dabei zündete ich mir selbst eine an. Es war mir gleich behaglicher, als ich den feinen Duft einsog.

„Dös soll zum Raachen g'hören?" fragte er ungläubig.

„Freilich! Probiert es nur! Oder vielleicht eine Zigarre gefällig?" Ich hielt ihm mein Etui hin.

„Naa!" meinte er und dehnte sich breitspurig auf seinem Stuhl. „Zu meiner Zeit hat man Tabak gekaut (gekaut)!"

Er griff in die Hosentasche, holte einen Brocken schon ganz zerbissenen Kautabak hervor, schob ihn in den Mund und begann zu kauen. Dann spie er den Tabaksaft in einem weiten Bogen behaglich auf den Teppich unseres Speisezimmers.

Meine Frau ließ einen leisen Schrei des Entsetzens hören. Nelly erkundigte sich: „Du, Mama, darf der neue Großpapa das tun?"

„Pscht!" machte ich und suchte die ganze Sache zu vertuschen. „Ja, zu Eurer Zeit muß vieles anders gewesen sein!" wendete ich mich an den Urahndl. „Ihr wart ja ein Zeitgenosse Andreas Hoffers?"

„Ja, den Hofer hab' i schon kennt!" bestätigte er.

„Und beim Landsturm seid Ihr auch dabei gewesen?" fragte ich weiter.

„Ei, ja woll!" nickte er. „Sell is a Arbeit g'wesen!" Er spie in der Erinnerung mehrmals energisch auf den Teppich. Meine Frau warf hilfesuchende und verzweifelte Blicke nach der Decke des Zimmers. „Aber außi hab'n sie müaß'n, dö lutherischen Zapfen!" Der Urahndl schlug mit der Faust so kräftig auf den Tisch, daß das Geschirr klirrte.

„Papa, warum wird denn der neue Großpapa bös?" fragte Nelly ängstlich.

„Er wird nicht bös. Er erzählt nur!" beruhigte ich sie.

Meine Frau schien für ihr Geschirr zu fürchten. Sie läutete. Das Mädchen kam und räumte den Tisch ab.

„Zibui (wozu) müaßts denn ös a Magd hab'n, wenn's koan' Viechstand nit habt's?" fragte mich mein Urahndl.

„Ja. . . ja. . ." Ich war etwas verlegen, wie ich dem Alten diese Notwendigkeit beibringen sollte.

Meine Frau wußte sich zu helfen. „Wir sind das so gewöhnt!" sagte sie.

„Zu meiner Zeit hat a ordentlich's Weibets alleweil selber kocht und g'arbeit't im Hausstand!" sagte der Urahndl mißbilligend. Er saß zwischen uns wie ein strafender Richter. Es war entschieden ungemütlich. „Von was lebts denn ös eigentlich?" fing er nach einer längeren Pause völlig unvermittelt an.

„Ich verdiene doch!" sagte ich etwas ärgerlich. Was ging ihn denn das an!

„Ah so? Wohl verdienen?" Er betrachtete mich einigermaßen erstaunt. Dann zuckte es in seinem faltigen Gesicht spöttisch. „Eppe: gar mit dö G'schichten schreiben?"

„Freilich!"

„Zu meiner Zeit hat daner was g'lernt, bald er koa Bauer worden is!" sagte der Alte entschieden und fuhr sich mit der Hand bedächtig über die grauen Bartstoppeln, mit denen sein Gesicht besät war.

Ich erhob mich wütend. Diese Einmischung wurde mir denn doch zu toll. „Erlauben Sie, was gehen Sie denn meine Familienverhältnisse an?" rief ich.

„Ha?" machte er verbissen und stellte sich schwerhörig.

Meine Frau winkte mir, ruhig zu sein. Ich setzte mich wieder nieder und zwang mich dazu, daran zu denken, daß mein Urahndl ja schon längst tot sei, sich also in die modernen Verhältnisse nicht so leicht hineinfinden könne. Ich wollte ihm schon noch einige Erfindungen der Neuzeit zeigen und mich dann an seinem Erstaunen freuen.

„Woher is denn nachher dei Weib?" fuhr er nach einem längeren allgemeinen Schweigen.

„Meine Frau ist eine Engländerin."

„Ha? Von woher is sie?"

„Von England."

„Gar von England? Da is sie wohl am End' a Heidin oder gar a Lutherische?" fragte er äußerst mißtrauisch.

„Nein, sie ist katholisch!" suchte ich ihn zu beruhigen.

„Dös glaub' i dir nit recht!" erwiderte er im Tone unverminderten Mißtrauens. „Wia hat sie denn nachher so weit daher g'funden?"

„Das ist heute leicht. Man kann ja heute mit der Eisenbahn fahren!" sagte ich.

„Mit was fahr'n?" frug er.

„Mit der Eisenbahn!"

Mein Urahndl starrte mich an. Er war offenbar so klug wie früher. „Was is denn dös?" erkundigte er sich. Ich erklärte es ihm, so gut es ging.

„Dös kann nit gemüatlich sein!" meinte er dann. „Dös g'fallet mir amal nit! I bin froh, daß i nimmer auf der Welt z' leben brauch'! Dös sein ja ganz lutherische Bräuch' dös!" begehrte er auf.

„Ja, Urahndl, da gibt's noch viele solche neue Erfindungen, über die Ihr staunen würdet!" sagte ich. „Zum Beispiel das elektrische Licht! Paßt einmal auf!" Ich erhob mich und drehte das Licht auf. „So! Eins, zwei, drei!" Die Lampe, die über dem Tische hing, erstrahlte.

„Jessas! Maria und Josef! Bist b'sessen?!" Der Alte sprang entsetzt von seinem Stuhl empor.

„O nein. Das ist eine sehr bequeme Einrichtung. Die findet man jetzt fast in allen Häusern."

„Blas' es aus! Blas' es aus!" befahl er und blies aus Leibeskräften gegen die Lampe. „Dös is ja a satra Liacht dös!" schimpfte er, als ich das Licht wieder abgedreht hatte.

„Aber sehr bequem. Man braucht keine Lampen mehr zu putzen!" sagte meine Frau.

„Dö Weibezer von heutzutag' müaß'n aber faul sein!" meinte mein Urahndl und schaute meine Frau mit unverhohlener Verachtung an.

„Ja, Urahndl, da gibts noch ganz andre Sachen," erzählte ich ihm. „Elektrische Trambahnen!"

„Was sein jetzt dös für oane?" fragte er interessiert.

„Das sind Stellwägen, wo die Leut' aufsitzen können, wenn sie durch die Stadt kommen wollen. Die Stellwägen haben aber keine Rösser."

„Können nachher die Leut' heutigstags nimmer giahn?" fragte er.

„Freilich können sie geh'n. Aber das Fahren geht schneller!"

„A faule Bande seid's überanander!" brach der Urahndl los. „A Bagaschi! Nix arbeiten tuat's, grad umadumfahr'n! Zu meiner Zeit hat's dös nit geb'n, daß vans am hellichta'n Werktag umanandg'fahren is! Da hätt' sie vans g'schamt!"

Ich erklärte ihm, so gut es ging, daß der Verkehr von heute diese Bequemlichkeit erfordere. Der Alte wollte es absolut nicht einsehen und wurde noch erboster, als ich ihm mitteilte, daß so eine „Taxelsbahn" in Innsbruck mitten durch die Straßen fahre.

„Unsre liebe Zeit!" begehrte er auf. „Da sein ja d' Leut' s' Leben nimmer sicher!"

Ich schilderte ihm nun in lebhaften Farben den heutigen Straßenverkehr, die Menschen auf den Rädern, die Motorräder, die Automobile usw.

Der Alte hörte mir mit offenem Munde zu. Dann meinte er: „Du, Bua! Is dös alles, was du da verzählst, aa wahr?"

„Aber natürlich!"

„Dös muaßt du beweisen!" schrie er.

„Mit Vergnügen!" lachte ich.

„I laß' mi von so an Lauser nit für an Narren halten!" rief der Alte. „I bin a g'standener Bauer! Koa Schreiber!" Die grauen Aeuglein des Urahndl sprühten förmlich Funken vor Wut.

„Kommt doch mit mir in die Stadt, dann könnt Ihr Euch selber überzeugen!" forderte ich ihn auf.

„Joa, i geah' mit!" rief er. „Aber dös sag' i dir: wann du mi ang'logen hast, aft hau' i dir schon a paar Fotzen eini, daß d' den Himmel für a Baßgeig'n anschaust!"

„Papa, bitte, geh' nicht mit dem bösen Mann!" fing nun meine Kleine zu weinen an.

„Wegen was reart denn dö Diandl?" fragte er etwas milder.

„Sie fürchtet sich!"

„Kann dö nit Vater sag'n zu dir?" fing er schon wieder zu kritteln an.

„Sie sagt Papa! Das ist dasselbe!" erwiderte meine Frau energisch.

„Na! Dös is nit dasselbe!" beharrte er obstinat.

Plötzlich ein schriller Glockenton. Das Telephon. „Was is denn jetzt dös?" fragte der Urahndl erschrocken.

„Das Telephon!" Ich ging hin, um zu hören, was es gebe. „Halloh!" sagte ich.

Der Urahndl hatte sich auch erhoben und stellte sich knapp neben mir auf.

„Woll' Ihr auch hören?" frag'e ich ihn und reichte ihm ein Hörrohr hin, das er fest in der Hand behielt.

„So, müssen Sie tun!" flüsterte meine Frau und hielt ihm das Rohr ans Ohr. „Dann hören Sie alles, was gesprochen wird."

Der Alte machte ein feierliches Gesicht und war ganz Aufmerksamkeit.

Als ich zu Ende war, meinte er: „Wer hat jetzt da g'red't?"

„Ein Bekannter von mir in Hall drunten!" antwortete ich.

„Und dös soll ich glaub'n?" fragte er mit unheimlicher Ruhe.

„Ja, natürlich!"

„I frag' di, wer da g'red't hat!" Der Alte kam mir immer näher. Ich wich immer mehr zurück. Schließlich hatte er mich an die Wand gedrängt, so daß ich keinen Ausweg mehr fand. Nelly heulte. Die Situation war sehr ungemütlich.

„Ein Herr in Hall!" antwortete ich. „Das ist eben auch so eine neue Erfindung!"

„I werd' dir schon deine neuen Erfindungen geben!" schrie der Urahndl und hielt mir die Faust unter die Nase. Eine derbe Faust, knochig und sehnig. Ich hegte nicht das geringste Bedürfnis, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. „Oes seid's a ganz a vertogene Bande, a ausg'schamte!" Er wurde immer drohender.

Meine Frau versuchte es, ihn am Arme zurückzuhalten. Er riß sich wütend los. Nelly schrie aus Leibeskräften. Ich versuchte, von der Wand loszukommen. Vergebens.

„Oder ös seid's vom Teufel b'sessen und mit der Höll' im Bund'!" schrie er mich an.

„Jetzt hab' ich's aber satt!" rief ich zornig. „Hinaus!"

„Was?! Auszischmeißen willst du dein' Urahndl!" schrie er. „Is dös a Achtung! Du Rotzbua!" Er hatte einen Stuhl ergriffen und schwang ihn drohend über meinem Kopfe.

Jeden Augenblick befürchtete ich, daß er mir den Schädel damit einschlagen würde. Ich atmete schwer. Meine Angst stieg. Der kalte Schweiß stand mir auf der Stirn. Ich wollte ihn abwischen, konnte mich aber nicht rühren. So nahe stand der Alte vor mir.

Da fühlte ich, daß etwas an mir emporkriecherte. Ein kleiner, kühler Gegenstand trabbelte in meinem Gesichte herum und berührte denn meine Lippen.

„Wirst du noch lange schlafen, Papa?" fragte mich ein helles Silberstimmchen. „Ich hatte also geschlafen. Gott sei Dank! Das war ein unangenehmer Traum. Mein Töchterl hatte mich geweckt. „Du machst aber ein wildes Gesicht, wenn du schläfst!" sagte sie.

Ich küßte die Kleine und hob sie auf den Schoß. „Hab' ich wirklich so wild dreingeschaut?" fragte ich.

„Furchtbar wild!" bestätigte sie.

„Na, ich hatte schließlich auch alle Ursache dazu. Das Interesse für meinen Urahndl ist seitdem bedeutend geringer worden. Ich konn mich auch im wachen Zustande des Verdachtes nicht erwehren, daß wir zwei vielleicht doch nicht das richtige Verständnis füreinander finden könnten.

— Auch ein Reim. Seppel: „Vata, was reimt sich auf Durst?"

Vater: „'s Bier."

Ein Haifischtang in der Südsee.

Von F. Schulenburg.

Seit langem ist der Mensch seiner Ueberlegenheit selbst über die furchtbarsten Feinde aus der Tierwelt bewußt geworden — der mit modernen Feuerwaffen ausgerüstete Jäger betrachtet es als königlichen Sport, den afrikanischen Löwen, den bengalischen Tiger zu beschleichen und das Krokodil oder den Alligator der amerikanischen Gewässer mit sicherem Schuß zur Strecke zu bringen. Ein Tier nur erregt in unvermindertem Maß das Grausen des Menschen und seinen Abscheu: der sogenannte „Menschenhai", und wenn Haß, Entsetzen und eine fast abergläubische Furcht sich ein ganzes Netz von Legenden um den Hai gesponnen haben, es bleibt genug erfahrungsgemäße und wissenschaftlich beglaubigte Wahrheit bestehen, um die Angst vor diesem gefährlichsten Raubtier unser Meere zu rechtfertigen. Es handelt sich hierbei natürlich nur um die großen Haifischarten — Günther unterscheidet deren dreißig bis vierzig — besonders um den Blauhai und Katzenhai, deren eigentliche Heimat die offenen Gewässer der heißen und gemäßigten Zone, vor allem die Meere des fernen Ostens sind. In der Nähe der Küsten oder dort, wo ein reger Schiffsverkehr herrscht, wo also der Haifisch genügend Nahrung in den Abfällen findet, hat ihn der Erwachsene wohl kaum zu fürchten, während badende Kinder ihm häufig genug zum Opfer gefallen sind. Auf dem offenen Ozean aber, wo nur der Seemann mit der „Hyäne des Meeres" in Berührung kommt, wo der Hai wenig Nahrung findet und meist von wütendem Hunger gequält wird, wurde jeder verloren sein, der in der Nähe eines großen Haifisches über Bord fiele. Das weiß der Seemann, und daraus erklärt sich die Erbitterung, mit der er vom Hai spricht, mit der er ihn verfolgt und tötet, wann immer sich die Gelegenheit bietet. Der Fang eines solchen Ungetümes kann von Bord aus aber nur geschehen, wenn das Schiff sich nicht in Fahrt befindet. Da ein Dampfer auf offener See selten in dieser Lage kommt, so spielt sich diese interessante Jagd fast nur auf Segelschiffen ab.

Das fesselnde Schauspiel dieser Art erlebte ich auf einer Reise durch den Stillen Ozean; zwischen den Samoa- und Fidschiinseln, eines Vormittags, lag unser Fahrzeug bei glühend heißem Sonnenbrand in vollständiger Windstille. Die See, blank wie ein Spiegel, hob und senkte sich nur ganz langsam und strahlte den tiefblauen Himmel wider. Träge und ermüdet von der gewaltigen Hitze gingen die Menschen an Bord ihrer Beschäftigung nach. Plötzlich brachte der Ruf: „Ein Hai!" Bewegung in jeden einzelnen. Auf der glatten Wasserfläche, etwa fünfzig Meter vom Schiff entfernt, sah man einen Gegenstand von aufrechter, dreieckiger Form sich über die Oberfläche bewegen: die Rückenflosse des Katzenhais, die ihn bei ruhigem Wasser schon auf große Entfernung verrät. Schnell wurde die Angel, ein etwa zwei Pfund schwerer Haken, mit einem tüchtigen Stück Speck versehen und an einer starken Leine am Heck über die Reling gehängt. Mit Spannung verfolgte dann alles die weiteren Bewegungen. Nach einigen Kreuz- und Querfahrten bequemte sich unser Freund denn auch, etwas näherzukommen, geleitet von zwei Lotsenfischen. Diese, blau und silberfarbig geringelt, von der Größe einer Forelle, verlassen den Hai nie, schwimmen zu beiden Seiten der Rückenflosse und führen den schlecht witternden Hai zur Beute.

Fast gleichzeitig mit dem ersten kam von der andern Seite ein zweiter Katzenhai und beide näherten sich nun dem Köder, einer den andern verdrängend und zurückbeißend. Während das Stück Speck verführerisch auf der Oberfläche herumtanzte, begann unter Wasser eine regelrechte Balgerei. Bald war der Köder vergessen, und die beiden, etwa zwei Meter langen Gegner hatten nur das eine Ziel im Auge sich gegenseitig zu zerfleischen.

Plötzlich veränderte sich die ganze Szene. Mit ruhigen, majestätischen Bewegungen kommt ein gewaltiger Blauhai, bei den Seeleuten Menschenhai genannt, herangeschwommen. Imponierend nicht der mehr als doppelt so lange, schlanke, schwarzblaue Körper gegen die seiner plumpen, grauen Vettern ab, die vor dem Gewaltigen blitzschnell auseinandereilen. Ruhig nähert sich dieser der Beute, wirft sich mit einem Schwanzschlag auf den Rücken, um den Brocken zu verspeisen. Aber der Brave hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn blitzschnell wird ihm der saftige Braten von der Nase weggezogen, und staunend sagt unser Freund hinterher. Also ein zweiter Versuch! Aber wieder, als er ebenfalls zuschnappen will, geht ihm das lockende Stück Speck dicht vor der Nase vorbei. Jetzt verliert er die Geduld und stürzt sich nach einigen gewaltigen, das Wasser hoch emporwirbelnden Schwanzschlägen von neuem auf den Köder, der aber wiederum durch einen scharfen Zug an der Angelleine aus dem Wasser geschnellt wird. Ja, alter Freund, zeig' uns zuerst deine Künste, und dann darfst du an Bord kommen!

Durch wildes Toben macht der riesige Fisch seinem Unmut Luft, und nach einem neuen, vergeblichen Versuch kennt seine Wut keine Grenzen mehr. Hoch fliegt die Angel aus dem Wasser, er hinterher. Blitzschnell schießt er im Kreis unter, bald senkrecht nach oben strebend, bald kerzengerade herniedertauchend. Ueber und unter Wasser dreht sich der kolossale Körper in immer tollerem Verrenkungen, so daß die Wasserfläche zehn Meter im Umkreis mit Schaum bedeckt ist. Jetzt ein scharfer Zug an der Angel — der Haken hat gefaßt, und im Augenblick befindet sich der Kopf des Ungetüms in Höhe der Reling.

Aber da — lautes Hohngelächter der Umherstehenden: die acht Mann, die die Angelleine aufgeholt haben, liegen auf dem Rücken, und mit gewaltigem Schwung fliegt der Hai in sein Element zurück. Der eiserne Haken ist gebrochen.

Schnell wird ein neuer beschafft, und die Jagd beginnt von neuem. Einige Minuten später hängt der Hai wiederum, aber zum zweitenmal saust er herab, und noch ein drittes Mal reißt der Haken aus, ehe es gelingt, die wild um sich schlagende Bestie an Deck zu bringen. Eine Anzahl Leute spannt sich an die Leine, und unter lautem Triumphgebrüll geht es im Galopp über Achterdeck, und in hohem Bogen wird der Hai die Treppe hinunter auf das Großdeck geschleudert. Jeder hält sich in respektvoller Entfernung, denn wehe, wer dem furchtbaren Rachen oder dem Schwanz zu nahe kommt!

Endlich tritt einer der Matrosen heran, um der Bestie den Garaus zu machen. Er holt mit einer schweren Axt zum Schlag aus und läßt sie wuchtig niedersausen. Aber wie ein Stock von einem Gummiball, so fliegt die Axt zurück, ohne mehr als die Lederhaut durchschnitten zu haben. Erst als ein zweiter Matrose dem Hai eine Handspeiche zwei Meter weit durch den Rachen in den Körper rennt, liegt das Ungetüm etwas ruhiger, so daß man es betrachten kann. In diesem ungeeigneten Augenblick bringt das Tier schnell hintereinander mehrere Junge zur Welt, die ihrerseits, gleich der Mutter, anfangen zu strampeln und kratzbürstig zu werden.

Das Muttertier wird nun am Schwanz aufgehängt und gemessen, wobei es sich zeigt, daß der Rachen vom Angelhaken gänzlich zerfetzt, der Unterkiefer aufgerissen und die ganze rechte Seite von den Kiemen an aufgeschlitzt ist. Der Hai muß furchtbar vom Hunger gequält gewesen sein, um so blind auf den Köder einzuschnappen. Seine Länge beträgt viereinhalb Meter; es ist also ein tüchtiger Kerl!

Jetzt wird der Bauch aufgeschlitzt, Magen, Herz usw. herausgenommen und bei dieser Gelegenheit noch einer Reihe von Jungen zum Licht geholfen. — Noch eine Stunde später zappelte der schwebende Körper bei der leisesten Berührung in der Luft herum. Der Magen, dessen Inhalt meist sehr interessant ist, war leer, nicht einmal Streichholzschachteln, Papier, Segeltuchlappen und dergleichen Gegenstände, die man sonst in jedem Haimagen findet, kamen zum Vorschein. Wir hatten es also wohl mit einem alten Feinschmecker zu tun.

Das Fleisch des Haifisches wird von vielen Seeleuten gegessen und als durchaus schmackhaft bezeichnet. Auch Chamisso schreibt in seinem Tagebuch von der Expedition der „Rurik", daß er das Fleisch des Hais immer als eine delikate Abwechslung in dem täglichen Einerlei der Speisen begrüßt hätte. Aber die meisten Menschen haben doch eine unüberwindliche Abneigung dagegen und halten sich lieber an das Fleisch der Tiere, deren Nahrung sie kennen.

Gewissenhaft.

Annonce: Suche gegen bar zu kaufen:

5 lebende Mäuse.
110 „ Motten.
523 „ Wanzen.

da ich kontraktlich, laut Mietvertrag, verpflichtet bin, meine Wohnung in demselben Zustande zu übergeben, wie ich sie übernommen.

Michael Dulder.
Lange Gasse 24444 rechts.

— Klassisch. Studiosus (am 2. des Monats seufzend): „Alles schon dagewesen", sagt Ben Akiba, aber — der Geldbriefträger war noch nicht da!"

— Kindermund. Lehrer: „Jetzt habe ich euch blaue, grüne, rote und gelbe Steine gezeigt, wer von euch kann mir nun einen Stein nennen, der eine schwarze Farbe hat?"

Schüler: „Der Schornstein."

Erdesser überall.

In fast allen Erdteilen gibt es gewisse Landstriche, in denen die seltsame Sitte des Erdessens verbreitet ist. Insbesonders in den tropischen und subtropischen Ländern, so wie in Amerika und Afrika ist die Erde als Nahrungsmittel strichweise außerordentlich beliebt; aber auch in Europa trifft man Erdesser in den verschiedensten Gebieten, vom äußersten Norden Schwedens, von Lappland und der russischen Halbinsel Kola an, wo eine unter dem Namen Bergmehl bekannte Infusorienerde, wenn auch gewöhnlich nur zu Zeiten der Not, dem Brotteig beigemengt wird, bis zur Steiermark, Oberitalien (Treviso), Sardinien, wo eine gewisse Erdart auf den Lebensmittelmärkten verkauft wird, und selbst in Deutschland, in den Sandsteingruben des Kyffhäusergebirges und im Lüneburgischen, wo die sogenannte Steinbutter, eine feine Tonerde, von der arbeitenden Bevölkerung als Brotaufstrich benutzt wird.

In nicht allzulang vergangenen Zeiten galt unter den Damen der spanischen und portugiesischen Aristokratie eine gewisse Erde, die in Extremez vorkam, als Hochgenuß, und in Persien wird noch heute, trotzdem es verboten ist, eine weiße, fettige Tonerde, die etwas salzig schmeckt, in den Basaren feilgehalten und gern gekauft.

Keine unbekannte Erscheinung, insbesondere für den Arzt, sind die sogenannten pathologischen Erdesser, von denen viele im kindlichen Alter stehen, wie sich der Trieb, Kreide, Schiefer, Kohle, Mörtel usw. zu essen, auch häufig bei bleichsüchtigen und hysterischen jungen Mädchen findet.

Aber nicht als Nahrungsmittel wird Erde genossen; an manchen Orten steht das Erdessen in Verbindung mit religiösen Uebungen, und auf Timor, der größten der kleinen Sundainseln, stellt es sogar für sich allein den religiösen Kult dar. Die Eingeborenen Nubiens wiederum benutzen gewisse Erdarten als Arzneimittel.

Man würde übrigens fehlgehen in der Annahme, daß die typischen Erdesser, also Völker, die sich vorwiegend von mineralreichen Erden ernähren, keine Feinschmecker seien. So weiß man z. B. von dem südamerikanischen Volksstamme der Ottomaken, die an den Ufern des Orinoco leben, daß sie ausgesprochene kulinarische Liebhabereien haben und mit großer Sachkenntnis ihre Erde auszuwählen verstehen, deren Güte und Schmackhaftigkeit ganz verschieden sind, je nach der Stelle, der sie entnommen wird. Die Erde der Ottomaken ist ein ähnliches Gemisch, wie die persische Tonerde; sie zeigt eine graugelbe Farbe oder ist durch eine Beimischung von Eisenoxyd rötlich getönt. Der Ottomako ißt seine Erde jedoch nicht in rohem Zustande, sondern er dreht sie zu kleinen Kugeln, einer Art von Klößen, und röstet sie auf schwachem Feuer, bis die Kruste röslich erscheint.

Der Schleier.

Der Gebrauch des Schleiers ist im Orient seit uralter Zeit heimisch und auch gegenwärtig legt die herrschende Sitte den dortigen Frauen die Verpflichtung auf, sowohl auf der Straße als auch im Hause in Gegenwart eines Fremden das Gesicht verschleiert zu tragen. Man sagt, der Türke sei der eifersüchtigste Ehemann der Welt, daher soll der Schleier das Antlitz des Weibes dem Fremden verbergen, um in ihm nicht den Wunsch nach dem Besitz des Weibes des Nächsten zu erwecken.

— Geburtenrückgang in Ungarn. Laut dem monatlichen Bericht des statistischen Bureaus waren für den Monat Mai d. J. für ganz Ungarn 23,948 Geburten zu verzeichnen, gegen 32,722 Todesfälle. Nur in acht Provinzen des Königreichs überstiegen die Geburten die Todesfälle.

— Kein Tabak mehr! Die deutsche Zentrale für Tabakfabrikation in Minden kündigt die Schließung der Cigarrenfabriken und die Entlassung der Arbeiter auf Jahresende wegen Erschöpfung der Vorräte an Rohtabak an. Es kommen dabei etwa 6000 Fabrikbetriebe in Betracht, die 80,000 bis 90,000 Arbeiter beschäftigen.

— Aus einem Junggesellen-Tagebuch. „Die meisten Ehen sind eine Enttäuschung — mitunter sogar eine vierfache: 1. für den, der sie nicht kriegt; 2. für sie, die ihn nicht kriegt; 3. natürlich für den, der sie kriegt und 4. für die, die ihn kriegt."

— Unterschiede. Drogist (dem Lehrling die Vorräte zeigend): „Wir haben hier also vier Sorten Honig: im ersten Glase ist feinster Bienenhonig, im zweiten reiner Bienenhonig, im dritten Bienenhonig und im vierten — Honig!"